

Predigt für den Sonntag Quasimodogeniti (Weißer Sonntag), 19. April 2020

Am Sonntag nach Ostern hören wir noch einmal eine Ostergeschichte. Ich lese aus dem 20. Kapitel des Evangeliums nach Johannes:

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein und sieht zwei Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten und den anderen zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? Dann will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister!

Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.

Johannes 20,11-17

Liebe Freunde,
Liebe Schwestern und Brüder,

„Rühre mich nicht an!“, – einer Liebenden wird das gesagt.

Wir müssen uns keine geheimnisvollen Geschichten ausdenken über die Freundschaft, die Beziehung zwischen Maria Magdalena und Jesus. Wir müssen nur lesen, was dasteht: Maria, die man Magdalena nennt, weil sie aus dem Dorf Magdala am See Genezareth kommt, Maria steht im Garten des Josef von Arimathäa und weint. Sie trauert. Als sie das Grab geöffnet findet, kann sie sich nichts anderes vorstellen, als dass man den Leib Jesu weggebracht hat. Unwahrscheinlich ist das nicht. Die Gegner Jesu wollen sicher nicht, dass sein Grab zu einem Wallfahrtsort wird, zu einer Stelle, an der sich seine Freunde immer wieder versammeln. Dann sieht sie mit ihren verweinten Augen einen Fremden im Garten stehen. Sie erkennt den Mann nicht. Doch seine Stimme, die erkennt sie. Er sagt nur ihren Namen, er sagt nur „*Maria*“, und es ist um sie geschehen: „*Rabbuni*“ – „Meister“ heißt das oder „Lehrer“; darin liegt alles, ihre ganze Hingabe.

„Rühre mich nicht an!“, – einer Liebenden wird das gesagt.

Ziemlich sicher kommt der Satz zu spät. Ein bisschen Griechisch ist heute erlaubt: „μη μου ἄπτου“ (mä mu haptu), sagt Jesus. „Rühre mich nicht an“. Aber ein sehr viel besserer Kenner des Griechischen als ich schreibt: Die Befehlsform mit μη (mä) „in einem Verbot bezeichnet den Abbruch einer bereits im Gang befindlichen Handlung“ (C.H. Barrett) – nochmals: einer bereits im Gang befindlichen Handlung. Vom Griechischen in meine Muttersprache übertragen: „So schnell had der gornit geschaut, hadsn scho oaglangt.“

Liebe verlangt nach der Berührung, nach der Umarmung, nach dem Kuss. Ein Freund schrieb mir am Ostermontag: „Wir müssen den Heiland berühren und küssen, bevor er sich besinnt und abwehrt.“

Unsere lutherische Tradition ist voll von dieser Sehnsucht nach der Umarmung, nach der Berührung unseres Herrn:

„Lass mich, lass mich hingelangen,
da du mich und ich dich
leiblich werd' umfassen“ singt Paul Gerhardt (EG 370,12).

Und Johann Sebastian Bach spricht davon, dass die Sehnsucht erfüllt wird:

„Ich habe den Heiland, das Hoffen der Frommen,
auf meine begierigen Arme genommen.
Ich habe genug. Ich hab' ihn erblickt,
mein Glaube hat Jesum ans Herze gedrückt.“ (Kantate „Ich habe genug“)

„*Rühre mich nicht an!*“, – uns Liebenden wird das gesagt.

Wie schnell das geht, dass die alten Lieder auf einmal Gegenwart werden. Wie schnell werden wir gleichzeitig mit Maria Magdalena.

Mein Mentor aus meiner Vikarszeit rief mich an, 81 Jahre alt ist er nun. Ich fragte nach den Kindern und Enkeln. „Sie kommen“ sagte er. „Aber sie stehen fünf Meter entfernt im Garten.“ Wer seine Lieben im Krankenhaus hat, wer seine Eltern im Altenheim umarmen möchte, der steht nun vor verschlossenen Türen.

Was wird sein, wenn die Ausgangsbeschränkungen aufgehoben werden? Ich habe mir vorgestellt, wie ich dann meine Freunde wieder persönlich treffe, wie wir aufatmen, wie wir uns umarmen, weil die schlimme Zeit vorüber ist. Eine Kabarettistin hat geschrieben: „Wenn das alles vorbei ist, dann will ich bei allen aus meiner Familie, bei allen Freunden auf dem Schoß sitzen.“ Ich verstehe das sehr gut. Aber so wird es wohl nicht kommen. Wir werden Abstand halten, darauf achten, dass wir uns nicht berühren, vielleicht auch Masken tragen – wer weiß wie lang.

Glücklich sind die Liebenden, die mit ihrem Liebsten, ihrer Liebsten zusammen in einem Haus leben. Wer sich jetzt frisch verliebt, der oder die wird lange warten müssen bis zum ersten Kuss. Um das Buch „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ von Gabriel Garcia Márquez habe ich bis jetzt einen Bogen gemacht. Nun werde ich es wohl bestellen.

„*Rühre mich nicht an!*“ – uns Glaubenden wird das gesagt.

Noch wissen wir nicht, wann wir wieder öffentliche Gottesdienste feiern dürfen und wie das dann geschehen soll. Die Christen wissen es nicht, die Muslime wissen es nicht und die Juden auch nicht.

Ich habe in den letzten Tagen viele Videoandachten geschickt bekommen – noch mehr als ich anschauen konnte. Dazu wunderbare Musikstücke, Gedichte, Bilder. Das alles war ein

Glück. Aber den Gottesdienst in der Kirche, der Moschee, der Synagoge kann es nicht ersetzen. Ich vermisse das gemeinsame Beten, das Singen. Liebe Freunde, ich vermisse eure Gesichter, wenn ich zu euch spreche, euer Lächeln, wenn ich etwas Lustiges sage, euer Nicken, wenn ihr zustimmt, eure kleinen Bemerkungen beim Abschied. Und vor allem: Ich vermisse das Abendmahl.

Die katholischen Bischöfe beginnen zu fragen, wann diese Beschränkungen unserer Gottesdienste wieder aufgehoben werden. Ich erschrecke ein wenig, wenn ich in der Zeitung lese: „Die Evangelische Kirche in Deutschland trägt den Kurs der Bundesregierung ohne Widerspruch mit.“ (SZ vom 17.4.20) Allerdings ist das nur das Bild, das die Zeitungen entwerfen. Bei allem Respekt gegenüber unserer Regierung sind Katholiken wie Protestanten traurig über abgesagte Gottesdienste. Wir dürfen, wir sollen diese Trauer auch ausdrücken.

„*Rühre mich nicht an*“, – einer Liebenden wird das gesagt. Aber manchmal gilt auch das Gegenteil.

Die Sonntage zwischen Ostern und Himmelfahrt sind geprägt von der Freude über die Auferstehung. Und doch durchweht sie eine leichte Trauer. Denn der Auferstandene, der sich den Seinen zeigt, entzieht sich ihnen auch. Er will nicht berührt werden, sich nicht festhalten lassen. Er kommt durch verschlossene Türen und durch die gleichen Türen geht er auch wieder. Jesus gehört uns nicht. Er ist auf dem Weg: „*Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater.*“

Einmal aber lässt er sich doch berühren. Man muss nur ein paar Verse weiterlesen. Da fragt der alles andere als ungläubige Thomas, Thomas, der den Herrn ebenso liebt wie Maria Magdalena: Dieser Jesus, den Maria im Garten gesehen hat, Jesus, der durch verschlossene Türen kommt und geht – ist dieser Jesus überhaupt noch derselbe, der er vorher war? Ist er derselbe, der zu uns gesprochen, mit uns gegessen hat? Ist er derselbe, der gefoltert und gekreuzigt wurde? „*Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, kann ich's nicht glauben.*“ (V 25) Nach acht Tagen darf Thomas den Herrn berühren, darf mit seinen Fingern die Narben fühlen, darf erkennen: Der Auferstandene ist noch der gleiche Mensch, der er immer war, er trägt noch alle seine Wunden an sich. Nur der verletzte ist der wirkliche Jesus. Deshalb lässt er sich berühren.

Ich kann die Spannung nicht auflösen. Ich kann die Spannung nicht auflösen zwischen unserer Sehnsucht nach Berührung und den Berührungsverboten, die uns noch länger begleiten werden. Ich kann die Spannung nicht auflösen zwischen einem Jesus, der sich nicht festhalten lässt, auch nicht von denen, die ihn lieben, und einem Jesus, der sich doch anrühren lässt, weil wir ihn nur an seinen Wunden erkennen.

Liebe Schwester und Brüder, einen zweifachen Trost hat unser Herr heute für uns bereit:

Der erste: Der Herr kennt unsere Namen, auch wenn wir ihn nicht erkennen. Er ist der, „der mich liebhat, der mich kennt und bei meinem Namen nennt“.

Der zweite: Wer selbst verwundet ist, von dem lässt unser Herr sich berühren. An unsren Narben erkennt er uns und an seinen Narben erkennen wir ihn.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen